

Joachim Schmitz

Wo sie sich gerade aufhält, will Katja Riemann (58) beim Video-Call nicht verraten – nur, dass sie der deutschen Zeit fünf Stunden voraus ist und mehrfach täglich der Strom ausfällt. Offenbar ist sie wieder bei einem der humanitären Projekte, die die Schauspielerin seit vielen Jahren mit enormem Engagement unterstützt. Darüber sprechen wir, aber auch über die starke ZDF-Serie „Der Überfall“ (ab 4. März), in der sie als spielsüchtige Personalchefin eines großen Unternehmens zu sehen ist:

Frau Riemann, im vergangenen Jahr lief auf Arte Ihr beeindruckender Dokumentarfilm „...And here we are“ über Filmschaffende in den Geflüchteten-camps Moria und Kara Tepe auf Lesbos. Ist das eine Schiene, auf der Sie weiterarbeiten möchten?

Ich weiß jetzt nicht, was Sie mit Schiene meinen, aber die Beschäftigung als Filmemacherin mit Geschichten von humanitärer Arbeit ist etwas, das mich sehr interessiert – da möchte ich sehr gerne weitermachen und bin auch schon in Vorbereitung für meinen nächsten Dokumentarfilm. Es ist nur unheimlich schwierig, so ein Projekt finanziert zu bekommen. Aber ich will es auf jeden Fall weitermachen, weil ich dann die Person bin, die entscheidet, welche Geschichte erzählt wird. Im Fiction-Bereich werden ja oft Geschichten erzählt, bei denen ich nicht so genau weiß, warum eigentlich.

Welche Geschichten halten Sie denn für wichtiger?

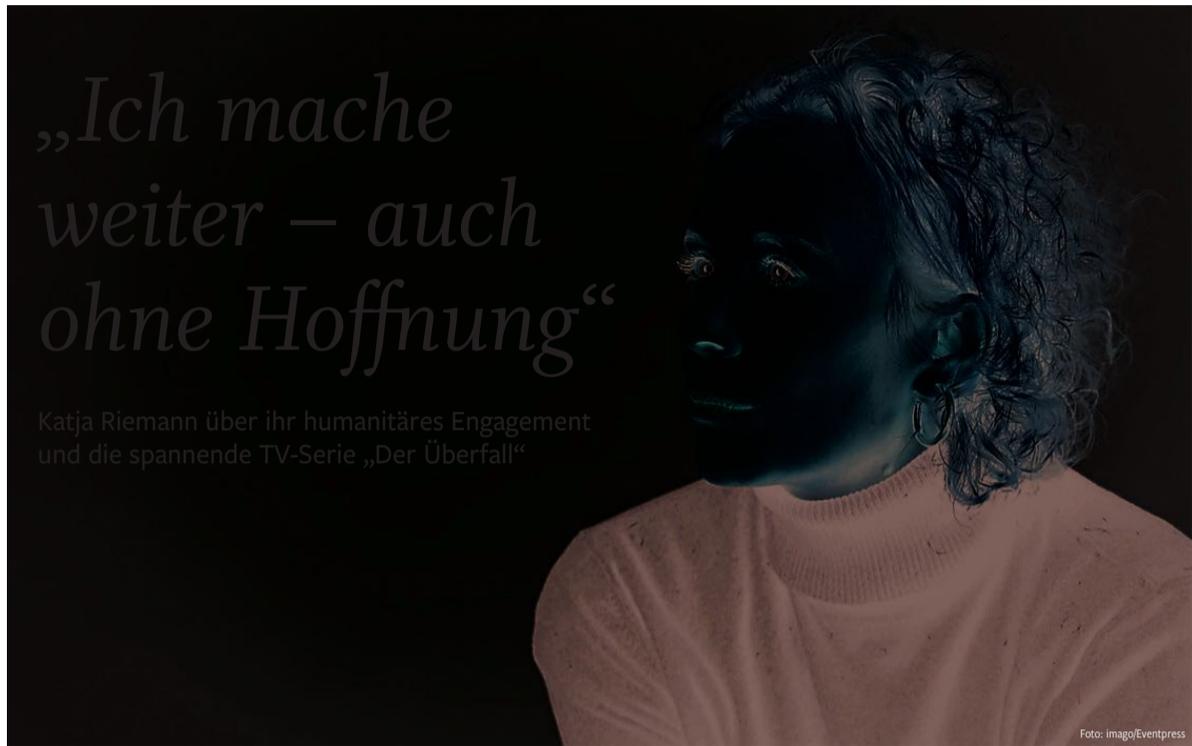
Wir leben in einer Zeit mit vielen gleichzeitigen Herausforderungen. Wir haben eine Demokratiekrise, starke Fluchtbewegungen, eine Pandemie und die Klimakatastrophe, die nicht nur bevorsteht, sondern in der wir uns schon mittendrin befinden. Nur spüren wir das nicht, weil es an anderen Orten stattfindet. Weitere humanitäre Katastrophen werden von ihr ausgelöst werden. Mehr Menschen werden sich nach Europa retten müssen.

Sie sind ja schon seit Jahrzehnten in humanitären Angelegenheiten unterwegs. Was haben Sie dabei über die Menschen gelernt? Es gibt ja überall Opfer und Täter.

Gut, dass Sie das sagen, denn die Geschichten der Opfer werden meist nicht als so interessant empfunden. Das, was interessiert, weil es gruselig ist, sind die Geschichten der Täter. Wenn ich einen Film über einen Massenmörder machen würde, dann wäre die Finanzierung wahrscheinlich überhaupt kein Problem, weil man sich damit so schön gruseln kann. Aber es ist natürlich viel diffiziler, etwas über diejenigen zu machen, die nur versuchen zu überleben oder mit den Folgen dessen, was passiert, umzugehen. Niemand will ein Opfer sein, man wird dazu gemacht. Wie geht man also damit um, in einer instabilen korrupten Gesellschaft zu leben, die kein Justizsystem hat, auf das man sich verlassen könnte? Das ist eine Frage, die mich interessiert.

Wer oder was hilft diesen Menschen?

Es kommen Leute aus allen möglichen Ländern und versuchen, etwas zu bewegen und diesen Menschen zur Seite zu stehen und gemeinsam mit ihnen versuchen, genau das wiederaufzubauen, was sie verloren haben. Deshalb versuche ich, Kontakt zu lokalen NGOs (Nicht-Regierungs-Organisationen, Anm. d. Redaktion) aufzunehmen, schreibe ihnen, stelle mich vor



Katja Riemann über ihr humanitäres Engagement und die spannende TV-Serie „Der Überfall“

und frage, ob ich sie besuchen und von ihnen lernen darf. Meistens kommt innerhalb von Stunden eine Antwort – von Menschen, die mich überhaupt nicht kennen, das ist der Spirit der Humanitären at their best.

Ihre Bekanntheit tut da also nichts zur Sache?

Schauen Sie, die Dinge, die ich tue, und die Reisen, die ich mache, organisiere ich alle selbst, abgesehen von den Reisen, die ich mit Unicef unternommen habe. Es geht ja auch nicht um mich – ich versuche, jenen eine Plattform zu geben, die sagen: Wir müssen etwas tun, es kann nicht sein, was da passiert. Ich bewundere diese Menschen und haben den größten Respekt vor ihrer unerschütterlichen Hoffnung.

Haben Sie da mal ein Beispiel?

Ich war im Ostkongo zu Zeiten des Bürgerkriegs und habe ein Männergefängnis besucht, in dem Mai-Mai-Rebellen einsaßen. Da kann man davon ausgehen, dass jeder Mann, der dort einsitzt, ein Mörder ist. In diesem Gefängnis saßen ebenfalls sieben Kinder zwischen zwölf und 14 Jahren. Und da gibt es humanitäre Organisationen vor Ort, die sich dafür einsetzen, dass diese

Kinder nicht in ein Männergefängnis gesperrt werden.

Sie arbeiten ja viel mit kleineren humanitären Organisationen zusammen, die hierzulande kaum jemand kennt. Warum wenden Sie sich an die?

Das sind die Leute, die jeden Tag vor Ort die Arbeit machen, in den Camps, den Gefängnissen, den Krankenstationen. Die in die Communities gehen und die Menschen vor Ort nicht verlassen. Und dann gibt es die großen Organisationen der United Nations, die finanzstärker sind, Studien machen, mit Politikern zusammensetzen und immer wieder darauf pochen, dass die Menschenrechte geachtet werden.

Gibt es auf diesen Reisen Kontakte, die auch noch Bestand haben, nachdem Sie wieder abgereist sind? Ich denke da an den damals 17-jährigen Afghanen Yasser, einen wirklich beeindruckenden Jungen, der in Ihrem Film von Lesbos eine Rolle spielt und dem Sie darin eine Karriere als Filmregisseur vorausgesagt haben.

Ja, ich bin mit ganz vielen Leuten in Kontakt, mit manchen ganz regelmäßig oder zumindest für eine bestimmte Zeit regelmä-

ßig. Yasser ist mittlerweile in Deutschland, wir schreiben uns weiterhin. Er ist hochbegabt, wird dieses Jahr aufs Gymnasium wechseln, und ich bin sicher, er wird auf einer Filmschule angenommen werden.

Wie geht es weiter mit Ihrem Engagement?

Wir müssen mehr Synergien herstellen zwischen der Umweltbewegung und den Humanitären, weil das eine doch das andere bedingt. Wir müssen lauter werden, damit die Politiker speziell in der EU uns hören. Deshalb finde ich den Ansatz von den „Fridays for Future“ auch so gut. Wir brauchen mehr Schulterschluss und Solidarität, weil viele Regierungen sich verleiten lassen von den lauten Stimmen der Rechtspopulisten und vor lauter Angst Entscheidungen fällen, die eindeutig nicht gut oder richtig sind.

Für jemanden, der die Hoffnung verloren hat, sind Sie aber noch sehr engagiert.

Tja, Ich mache einfach weiter – auch ohne Hoffnung.

Ihr Kollege Karlheinz Böhm hat seinen Beruf als Schauspieler komplett an den Nagel gehängt,

um sich in Äthiopien humanitären Aufgaben zu widmen. Haben Sie einen solchen Schritt auch mal in Erwägung gezogen?

Er hat ja mit „Menschen für Menschen“ sogar eine richtige Organisation gegründet, und ich hatte die große Ehre, dort einmal mit ihm in Kontakt zu kommen. Aber ich glaube, dass ich nicht die Richtige wäre, um eine solche Organisation zu gründen. Es gibt schon wahnsinnig gute Organisationen, und ich versuche in dem kleinen Kreis, der mir zur Verfügung steht, Leute miteinander zu verknüpfen. Dieses Netzwerk liegt mir, manchmal komme ich mir vor wie eine kleine NGO-Kontaktbörse.

Gleichzeitig sind Sie auf der Bühne und im Film zu sehen – jetzt als spielsüchtige Personalchefin in der spannenden ZDF-Thrillerserie „Der Überfall“. Dabei haben Sie mal gesagt, dass das Krimigenre Ihnen eigentlich fremd sei.

Das denke ich auch immer noch, wobei es einen kleinen Unterschied zwischen Thriller und Krimi gibt. Im Krimi steht immer die Frage „Who did it?“ im Vordergrund, im Thriller geht es darum, wie die Spannung entsteht. Ich habe diese Serie ge-

macht, weil ich mit dem Regisseur Stephan Lacant zusammenarbeiten wollte, den ich großartig finde. Und weil diese Figur Paula Schönberg, die ich spiele, sehr interessant ist.

Hatten Sie vorher jemals mit dem Thema Spielsucht beschäftigt?

Nein, noch nie. Aber es war für mich hochinteressant, weil sich in meinen Vorbereitungen diese ganze glamouröse Vorstellung von Glücksspiel komplett zerschlagen hat. Es hat nichts mit gediegenen Abenden am Roulette zu tun, sondern es sind diese ganz traurigen Spiele in irgendwelchen Casinos oder Tankstellen, wo man 50-Cent-Münzen in einen Apparat wirft und maximal 500 Euros rausholen kann. Ich habe jemanden kennengelernt, der am Schluss sogar seine Rente verspielt hat. Spielsucht ist so zerstörerisch wie Heroin.

Sie haben sich zur Vorbereitung mit Spielern getroffen, darunter ein politischer Journalist, der 30 Jahre lang ein solches Doppelleben geführt hat. Was hat der Ihnen erzählt?

Von ihm habe ich gelernt, dass es nicht ums Gewinnen geht, sondern ums Spielen. Und dass das Geld der Stoff ist. Es geht nicht um den Gedanken „Wie werde ich Millionär?“, wie ihn Lottospieler vielleicht haben. Bei ihm ging es um den Vorgang des Spielens, das hat ihm den Kick gegeben. Glücksspiel ist eine hochtoxische Krankheit, und ich kann nur jedem gratulieren, der es schafft, da wieder rauszukommen.

Und was kommt noch von Ihnen in diesem Jahr?

Ich spiele weiter im Gorki-Theater in Berlin in „Und sicher ist mit mir die Welt verschwunden“ von Sibylle Berg, das letztes Jahr von „Theater heute“ zum „Stück des Jahres“ gewählt wurde. Und ich drehe die zweite Staffel der ARD-Serie „Unsere wunderbaren Jahre“. Was ich daran so interessant finde, ist, dass ich eine Frau spiele, die sehr viel älter ist, als ich es bin. Ansonsten reise ich ja, wenn es klappt, und arbeite weiter an meinem Buch.

➔ Mehr aus diesem Gespräch und alle großen Samstagsgespräche lesen Sie auf noz.de/samstagsinterview.

Katja Riemann

wird am 1. November 1963 als drittes Kind eines Lehrerehepaars im niedersächsischen Kirchweyhe geboren, wo sie auch aufwächst. Schon als Kind nimmt sie Ballettunterricht, lernt mehrere Instrumente und macht ihr Abitur im nahe gelegenen Leeste. Von 1984 bis 1986 besucht sie die Hochschule für Musik und Theater in Hannover, anschließend die Otto-Falckenberg-Schauspielschule in München, wo sie schon während der Ausbildung für drei Jahre zum Ensemble der Kammer-spiele stößt.

Wenig später startet sie ihre überaus erfolgreiche Filmkarriere, sie ist in zahlreichen Kinohits wie „Der bewegte Mann“ (1994), „Stadtgespräch“ (1995), „Comedian Harmonists“ (1997) und später in allen Folgen von „Fack ju Göhste“ zu sehen. Vom Grimme-Preis über die Goldene Kamera und Bambi bis zum Bayerischen und Deutschen Filmpreis erhält sie die wichtigsten Auszeichnungen der deutschen Filmbranche, aber auch den Darstellerpreis der Filmfestspiele von Venedig (2003)



für ihre Rolle in Margarethe von Trotta's „Rosenstraße“. Zudem veröffentlicht sie mehrere Musikalben, swingt mit Johannes Heesters (2006), legt ein Jazz-Album vor und tritt mit Rammstein-Songs auf. Aber auch der Theaterbühne ist die Wahlberlinerin treu geblieben. Seit der Spielzeit 2020/2021 sieht man sie im Gorki-Theater in Sibylle Bergs

Stück „Und sicher ist mit mir die Welt verschwunden“, das bei der Kritikerumfrage der Zeitschrift „Theater heute“ zum Stück des Jahres gewählt wird. Einen beeindruckenden TV-Auftritt hat sie ab 4. März in der sechsteiligen ZDF-Serie „Der Überfall“ (Bild), in der sie die spielsüchtige Personalchefin eines großen Unternehmens darstellt, die

aus Geldnot kriminell wird. Neben ihrer künstlerischen Arbeit engagiert sich Katja Riemann seit Jahrzehnten für Menschenrechtsorganisationen wie Unicef und Amnesty International, später verstärkt für lokale Nichtregierungsorganisationen (NGOs), die sich um Geflüchtete, Kriegsopfer und misshandelte Frauen kümmern. Dafür reist sie in Länder wie den Kongo, Burkina Faso, Senegal, Nepal oder Libanon. 2020 veröffentlicht sie das Buch „Jeder hat. Niemand darf“ über diese Reisen. Im selben Jahr strahlt Arte Riemanns sehenswerten Dokumentarfilm „...And here we are“ über Filmschaffende in den Geflüchtetenlagern Moria und Kara Tepe auf Lesbos aus, der noch in der Mediathek zu sehen ist. Aus einer früheren Beziehung mit dem Schauspieler Peter Sattmann hat Katja Riemann ihre Tochter Paula (28), die ebenfalls als Schauspielerin arbeitet. 2020 berichtet die Boulevardpresse über ihre Trennung von dem Bildhauer Raphael Beil nach zwölfjähriger Beziehung. js